

Ein japanischer Kriegsdichter der Gegenwart: Ahihei Hino

Der gegenwärtige japanisch-chinesische Krieg (oder, wie er offiziell heißt: die japanisch-chinesische »Affaire«) hat in Zeitschriften und Zeitschriften eine große Anzahl von Kriegsdichtungen hervorgebracht. Unter allen Dichtern und Schriftstellern ist es aber nur ein einziger, dessen Erzählungen in ganz Japan gelesen werden und dessen Name überall bekannt wurde. Es ist dies der Unteroffizier, jetzt Sergeant, Katsumori Tamai, unter dem Namen Ahihei Hino (auf deutsch »Riefebene Feuerfeld«) bekannt. Er hat im Jahre 1938 drei nicht allzu lange Erzählungen veröffentlicht. Sein früheres, wenig umfangreiches Schaffen blieb völlig unbekannt, während er durch diese drei Erzählungen der Dichter des Jahres wurde.

K. Tamai wurde 1903 in Wakamatsu auf der südwestlichen Insel Kyûshû geboren. Nach Besuch der Mittelschule studierte er kurze Zeit in Tokyo an der Waseda-Universität englische Literatur. Ohne sein Studium abzuschließen, kehrte er in seine Heimat zurück, wo er eine Anstellung als Packer oder Hafenaufseher fand. - Es ist in Japan keine Ausnahme, daß ein Student drei Jahre geisteswissenschaftliche Studien an einer Universität treibt, z. B. Philosophie oder Literatur, und dann einen rein praktischen Beruf ergreift.

K. Tamai begründete mit seinen Freunden eine kleine literarische »Zeitschrift« Bungaku-kaiji, d. h. Literaturkonferenz. Hunderte solcher Zeitschriften werden in Japan in Freundeskreisen gegründet und verschwinden ebenso schnell, wie sie entstehen. In dieser Zeitschrift veröffentlichte Tamai zwei Erzählungen: Yamaimo (Bergkartoffel, Yamswurzel) und Kawabuta (Flußschwein).

Im März 1938 erschien seine erste größere Erzählung von etwa 55 Seiten in der weitverbreiteten Monatschrift Bungei-Shunjû (Frühling und Herbst in Literatur und Kunst) des meistgelesenen Schriftstellers Kan Kikuchi¹.

¹ In Japan spielen diese Monatschriften eine außerordentlich große Rolle. Es gibt deren etwa zehn ganz große, die eine Auflage von vielen Hunderttausenden haben. Ihr Umfang beläuft sich monatlich auf etwa 300-500 Seiten, im Jahr also auf 4000 bis 6000 Seiten! Die Einzelnummer kostet etwa 0.50 bis 1 Yen.

Kikuchi und seine Freunde hatten dem jungen Dichter, der inzwischen seit Herbst 1937 als Soldat in Nordchina stand, für diese Erzählung den sog. Akutagawa-Literaturpreis (500 Yen) verliehen². Diese Dichtung begründete den ersten Ruhm des noch unbekannten Dichters.

Sie führt den für unsere europäischen Ohren etwas derben Titel »Fun-nyô-tan« oder Latrinenerzählung. Der Stoff ist aus dem sozialen Leben einer japanischen Kleinstadt genommen. Hauptperson ist Hikitarô Komori, ein Bauernsohn, der sich in der Stadt ansiedelt und dort ein »Reinigungsgeschäft« anfängt. Mehrere kleine Unternehmer des gleichen Gewerbes bekämpfen sich gegenseitig, indem sie einander zu unterbieten trachten. Daneben laufen die sehr verwirrten Fäden der engeren Lokalpolitik, bei der sich zwei Parteien erbittert bekämpfen und alle gewerblichen Unternehmungen in ihre Kreise hineinziehen. Komori findet sich nun bald infolge seiner Gutmütigkeit von seinen eigenen Parteileuten hintergangen. Eine Bank, die ihm auf sein Reisfeld und sein Waldstück hin Kredit für einen Lastwagen gewährt hatte, läßt seinen Wagen beschlagnahmen. Komori sieht sich schließlich gezwungen, bei den Abgeordneten der feindlichen Partei Geldhilfe zu erbitten, die ihm verweigert wird. Aber heimlich steckt ihm die Frau des feindlichen Abgeordneten das Nötige zu. Er ergibt sich dem Trunke. Mit Hilfe eines Journalisten, der in der Presse auf die Übelstände der Verwaltung aufmerksam macht, erzwingt er schließlich eine finanzielle Unterstützung durch das Stadtamt. Aber das beschleunigt nur Komoris Untergang. Die Stadt ist so in der Lage, sein Geschäft aufzukaufen. Komoris »Freunde« erhalten drei Viertel des Kaufpreises, während er selbst nur ein lumpiges Viertel bekommt. Die Erzählung schließt mit einer derbdrastischen Szene vor der Stadt: Komori verläßt gerade seine Fässer am Fluß auf einen Kahn. Seine Widersacher und Konkurrenten sind in der Nähe bei der gleichen Arbeit. Es entspinnt sich ein Handgemenge mit seltsamen Wurfgeschossen. Der Feind muß schließlich, von oben bis unten beschmutzt, fliehen. Komoris erster Sieg im Leben. Neuer Lebensmut erfüllt sein Herz.

Diese Erzählung gibt einen Überblick

² Ryûnosuke Akutagawa, ein bekannter Dichter, 1892-1927.

über das reale bürgerliche Kleinstadtleben mit seinem Existenzkampf, seinem Parteihaß und seinen Quertreibereien. Man könnte glauben, eine rein naturalistische Erzählung, wie sie vor 35 Jahren Mode war, oder eine Dichtung der sog. »proletarischen« Literatur, wie sie um 1929 den literarischen Markt beherrschte, vor sich zu haben. Der Spätexpressionismus der Nachkriegszeit liebte auch in Japan die grellen Lichter. Doch liegt bei »Fun=nyō=tan« offenbar eine andere Tendenz vor: es handelt sich hier um einen Angriff auf die Parteiwirtschaft, um einen Kampf, der seit vier bis fünf Jahren ziemlich laut geführt wurde, aber seit Ausbruch des japanisch-chinesischen Konfliktes langsam verschwindet.

Es ist bekannt geworden, daß die ursprüngliche Erzählung noch viel deutlicher und drastischer war, daß aber die Schere des amtlichen Zensors sie kräftig zusetzte. Aber auch so bleibt das »Fun=nyō=tan« noch eine Satire des politisch-sozialen Kleinstadtlebens in Japan. Vermutlich hat der Dichter hier manche Gedanken wiedergegeben, die er vor zehn Jahren in seiner Studentenzeit aufgenommen hat, als die »gefährlichen Gedanken« noch die Köpfe der Studenten bewegten. Indessen tritt die positive Seite, die Hinneigung zum totalen Staat, der all diese Mißstände hinwegfegen soll, nur sehr andeutungsweise hervor.

Als Ahihei Hino im Herbst 1937 zum Militärdienst eingezogen wurde, teilte man ihn der Presseabteilung seiner Truppe zu. So ist es noch leichter zu verstehen, daß er seine kriegerischen Erlebnisse bald literarisch ausnützte. Er schrieb im Mai/Juni 1938 sein zweites Buch »Mugi to heitai« (Weizen und Soldaten). Es erschien im Sommer 1938 in der Monatschrift »Kaizō« (Erneuerung) und kam im September als Buch heraus (236 Seiten, Preis 1 Yen). In wenigen Wochen setzte der Verleger 100 000, 300 000, ja eine halbe Million Exemplare ab. Es wurde das Buch des Jahres und das Kriegsbuch des gegenwärtigen Konfliktes.

»Mugi to heitai« ist eine Art Kriegstagebuch, das die zweieinhalb Wochen Vormarsch (4.-22. Mai 1938) von Shanghai-Nanking auf Hsichow schildert. Es ist halb Dichtung, halb Wahrheit, halb Tagebuch, halb Brief. Man hat es mit Colonel E. T. Lawrences Kriegsbuch »Sieben Säulen der Weisheit« verglichen. Es ist nicht unähnlich dem Kriegerroman »Abenteuer« von

Karl Benno v. Mechow oder andern deutschen Kriegsdichtungen. Mit dem wesentlichen Unterschied, daß bei »Weizen und Soldaten« nur drei Monate Erleben und Veröffentlichung trennen, daß es also ein Buch von allerhöchster Gegenwart ist. Niemand kann eigentlich sagen, worin der außerordentliche Erfolg des Buches begründet liegt. Eine führende Zeitung Tokyos meinte, in dem völligen Fehlen jeder Tendenz oder Propaganda liege vielleicht der Grund für seinen Erfolg. Die Darstellung ist sehr ruhig und sachlich und schildert nur den rein persönlichen Erfahrungsbereich des Dichters, der allerdings wohl typisch für jeden japanischen Frontsoldaten ist. Vom eigentlichen Kampf hören wir nur selten, weil der Dichter den Vormarsch nur als Nachrichtensoldat mitmacht. Die ersten Seiten des Buches schildern die Fahrt von Shanghai nach Nanking:

4. Mai 1938. Das Wetter ist hell und klar. FeldmarschmäÙig ausgerüstet, beuge ich mich zu Major Mabuchis Zimmer. Dort eingetreten, erhalte ich vom Abteilungschef einen Brief für Major Takahashi und meine Dienstbefehle. Dann gibt er mir die nötigen Aufklärungen über Bofu (Ort) und über meinen Bestimmungsort bei der Frontnachrichtenabteilung. Dann läßt er mir durch Fräulein Tlufi Bier bringen und schenkt mit einem Proßt ein. Ich trinke kauend das schäumende Bier wie etwas Kostbares. Dabei muß ich an die Freundschaft denken, die mir Major Mabuchi erzeigt, und auch an seine große Verantwortlichkeit. Als ich nach einer festen und strammen Ehrenbezeugung hinausgehen will, sagt er: »Sie haben wohl keine Pistole; hier, nehmen Sie meine«, und er gibt mir seine zehnschüssige Mauserpistole.

Ich komme auf den Nordbahnhof mit der schrecklichen Ruine von Zahoku. Marineposten halten an der Bahn Wache. Ich steige in den Gasolinwagen ein. Alles besetzt. Nur Soldaten. Meistens Offiziere. Um 9 Uhr fahren wir ab. Die Stadt Shanghai entschwindet allmählich. Heiß! Auch als ich ein Fenster öffne, fühle ich noch die erstickende Hitze. Außerdem bin ich schläfrig. Wenn ich einschlafe, schlägt mein Kopf hin und her. In Sofhu (Ort) kaufe ich mir etwas Selterswasser. Da ich so durstig bin, schmeckt es wunderbar. Chinesen kommen herbei, den Abdruck einer Steininschrift des Kanzantempels zu verkaufen. Ohne etwas zu sagen, treten sie zum Wagenfenster und breiten das Papier aus,

um es zu zeigen. Von Sohu an stehen Trauerweiden an beiden Seiten der Eisenbahnlinie, und in den Reisfeldern spielen chinesische Kinder im Wasser. Wenn der Gasolinwagen sich nähert, laufen sie herbei und bitten mit aufgehobenen Händen um etwas Tabak. Sogar diese chinesischen Kinder wollen rauchen!

Als wir auf dem Bahnhof in Joshu ankommen, stehen auf der andern Seite Güterzüge voll von Chinesen. Es sind aber Wagen ohne Dach. Zwischen gelben Regenschirmen und Regenhüten erblickt man manchmal chinesische Mädchen mit Bubi-köpfen. Japanische Soldaten geben ihnen Reis und Wasser. Es sind wohl Flüchtlinge auf dem Rückwege nach Shanghai.

Sie schwatzen dauernd und sehen sehr verdrießlich aus. Aber wenn japanische Soldaten sich nähern, machen sie einschmeichelnde Gesichter. Wenn diese aber vorüber sind, reden sie plötzlich wie früher und sehen wieder verdrießlich aus. Ein kahlköpfiger Alter befiehlt einigen von ihnen etwas.

Als es von Ryutan fortgeht, sieht man rechts ein Dampfschiff in Fahrt. Ich glaube, es ist der Yangtsekiang. Fernab sieht man Hügel, den gelbtrüben Strom und einen Torpedozerstörer, der auf den schäumen den Wellen dahinfährt. Links sieht man den Berg Shikin mit der Sternwarte und die lange Stadtmauer von Nanking.

Um viereinhalb komme ich dort an. Ich frage einen Posten nach dem Weg zum Stadttor und gehe dorthin. Zehn Flugzeuge kommen dahergeflogen. Es ist glühend heiß. Zu beiden Seiten liegen verkohlte Ruinen, aber die Straße ist sehr gut.

Ein Matrose, der mit demselben Zuge kam, verhandelt mit einem Chinesenjungen um eine Gans, als ich um eine Ecke bog. Am Damm sind an die hundert Gänse, die mit langgestrecktem Halbe schnattern. Wenn der Junge sie greifen will, entfliehen sie bald nach rechts, bald nach links. Da erwischt er eine am Halbe und bringt sie herbei. Ein Silberstück wechselt den Besitzer, der Junge schnalzt vergnügt und rennt mit glücklichem Gesicht auf das Feld gegenüber.

Von dort fahre ich mit einem Karren weiter. Vor dem Yukon-Tor liegt ein Grab gefallener japanischer Soldaten mit einem weißen Grabpfahl. Deshalb steige ich vom Wagen und mache eine tiefe Ehrenbeziehung. Auf dem etwa zwei Meter hohen Grabpfahl steht (buddhistisch): »Wieder-

erlösung der erlauchten Seelen der gefallenen und verstorbenen Helden des Kaiserlichen Heeres«, und quer dazu: »Wie Sonne und Mond zerstreut das Licht das Dunkel. 20. Januar 1938. Errichtet von der Gruppe Muraoka. Geschrieben von Minobusan Undô.« Es ist prachtvoll geschrieben. Vor dem Grabe stehen einige Blumen, und Weihrauchgeruch steigt empor.

Wo das Nachrichtenamt liegt, weiß niemand. Ich gehe darum zum Marineamt, zur Militärverwaltung, zum Gericht und zum Park Korô und komme endlich zum Tôwa-(Japan-)Theater. Da rechts an der Ecke steht ein Schild mit der Aufschrift »Nachrichtenamt«. Ich treffe Major Yonehama. »Fein, daß Sie da sind«, sagt er, »machen Sie sich's bequem.«

Ich gebe das japanische Schwert ab, das Herr Sakada mir vor der Abfahrt mit der Bitte gab, es Herrn Matfuda zu überbringen. Sofort zückt dieser das Schwert, schwingt es und sagt: »Das schneidet aber!« Beim Gespräch merke ich dann, daß Herr Matfuda aus Kokura (Kyûshû) stammt und auf derselben Mittelschule und in derselben Klasse wie ich gewesen ist. Es wird mir ganz weich ums Herz. Man sagt mir, ich hätte Glück, ich käme morgen an die Front.

Ich steige ins Bad, bekomme ein Zimmer und schlafe ein. Die Moskitos kommen, mich zu zerbeißen.

Eine Schilderung aus dem Vormarsch vom 12. Mai 1938 (S. 84):

Mit Tagesanbruch geht es vorwärts. Die Truppe rückt inmitten von Weizenfeldern vor, die einem Meere ohne Ende gleichen. Sich bald rechts bald links windend, geht es mitten durch den gelben Staub. . . .

Bei einer kurzen Rast kommen die chinesischen Bauern herbei mit Hühnern unter beiden Armen, um sie uns anzubieten. Als die Soldaten anfangen, Hühner zu jagen, kamen sie mit Bambusstöcken herbei, um zu helfen. Sie sorgten dafür, daß die geschlachteten Schweine gehäutet wurden. Ein Soldat, der beim Schlachten zusah, meinte: »Wenn ihr (Schweine) was dagegen habt, meldet es dem Shang-kai-lhek.« . . .

Am 14. Mai ist die Rede von einigen chinesischen Gefangenen (S. 104):

Vier chinesische Gefangene stehen, an Bäume gebunden, vor dem Eingangstor. Sie sind reguläre Soldaten, stramm von

Statur und trotzig im Ausdruck. Japanische Soldaten umringen sie, einige versuchen, in gebrochenem Chinesisch mit ihnen zu reden, und lachen laut, oder stecken ihnen angebrannte Zigaretten in den Mund. Ich habe stets ein komisches Gefühl, sooft ich einen chinesischen Soldaten oder Landmann sehe. Ein sonderbares Gefühl: sie gleichen allzu sehr den Japanern. Es ist gar nicht so selten, daß wir unter ihnen Gesichter von unsern Freunden zu entdecken glauben. Tatsächlich, daß wir allzu sehr ähnlich sind, ist peinlich. Vielleicht ist das zu große Sentimentalität. Aber im weiten Sinne haben wir und sie doch dieselbe Kultur, sind von derselben Rasse, sind wir von der gleichen asiatischen Blutsfamilie. Fern vom erhabenen Idealismus greifen wir uns gegenseitig als feindliche Soldaten an, uns gegenseitig zu töten, und doch gleichen wir einander so und sind Nachbarn. Solche Gefühle sind recht niederdrückend. Wenn ich auch weiß, daß Grund genug zum Haß da ist, so gibt das einem doch ein peinlich niederdrückendes Gefühl. Ich muß an den Gefangenen Lai Kuotung denken, den ich neulich in Wangsichuang traf, der einen leidenschaftlichen Liebesbrief bei sich trug und meinem Freunde A. so ähnlich sah. Ich kann es nicht über mich bringen, die vier Gefangenen länger zu betrachten, die sich auf den Tod gefaßt halten.

Aus dem Tagebuch vom 16. Mai, 6 Uhr 20 abends unter feindlichem Feuer:

Mörsergeschosse fallen zahlreich nieder und plätschern krachend. Viele fallen ihnen zum Opfer; man sieht Blut. Es ist ein wahres Wunder, daß keines mich trifft. Ich behalte mein Leben. Eine wahre Wut packt mich, daß mein kostbares Leben so leicht zu Schaden kommen könnte. Wie viele Anstrengungen hat man, ohne jedes Bedenken, gemacht, um auch nur ein einziges Menschenleben so weit zu bringen. Ein Leben, so weit gebracht, muß doch eine wichtige Zukunft haben! Ja, diese Soldaten sind nicht nur Söhne, sondern auch Gatten von Frauen und Väter von wer weiß wie vielen Kindern! Wir sind Menschen von der größten Wichtigkeit für unser Land. Die Soldaten sehnen sich nach der Heimat. In ihrer aller Herzen lebt das Traumbild von dem triumphierenden Tag der Heimkehr. Indes, nur ein Einschlag zufällig in der Nähe, und alles ist im Augenblick vorbei. Solche Gedanken kommen

mir nicht zum ersten Male. Das ist der gewöhnlichste Gedanke auf dem Schlachtfelde!

Das soll nicht bedeuten, daß ich nicht gerne mein Leben für das Vaterland hingebe! Aber diesmal konnte ich das Gefühl der Erregung nicht unterdrücken. (Man beachte, daß der Verfasser nicht eigentlich Mitkämpfer, sondern nur Nachrichtensoldat ist!) Es war mir, als müßte ich mit den Soldaten zum Angriff losbrechen. Ich fühlte mich von tiefem Haß gegen die chinesischen Soldaten getrieben, die meine Brüder so quälten und die mein Leben bedrohten, als müßte ich zusammen mit den Soldaten mitangreifen, die Feinde mit der Hand erschlagen und zermalmen. Ich fühlte, wie das Wort »Vaterland« heiß in meiner Brust aufstieg.

Die Erzählung zeigt so recht die eigenartige Mischung des japanischen Nationalcharakters: eine Gefühlsweichheit, die selbst Männer offen Tränen vergießen läßt, und die mitunter in unechte Sentimentalität auszuarten droht; daneben aber eine Stahlhärte, die zur Grausamkeit werden kann; eine fast kindliche Lebensfreude und doch letzte Todesbereitschaft. Die sprichwörtliche Todesverachtung der japanischen Soldaten beruht keineswegs auf Gefühlslosigkeit oder Fatalismus, sondern sie besteht trotz Gefühlszartheit und trotz stärkster Lebensfreude. Wird es doch wenige junge Japaner geben, die nicht wenigstens heimlich Tränen weinen, wenn es gilt, einzurücken. Nie wird er sich freiwillig zum Kriegsdienst melden. Das ist gegen jede Tradition. Aber wenn er gerufen wird, wenn der Kaiser ihn ruft, dann geht er. Dann gibt es kein Zurück mehr. Mit einem Hoch auf den Kaiser haucht er seinen letzten Atem aus.

Deutlich tritt auch in der Erzählung der neue Gedanke der rassistischen Verbundenheit zwischen Japanern und Chinesen auf und das neue asiatische Gemeinschaftsgefühl, das der Chineser allerdings noch nicht teilt.

Wenn auch eine ganze Welt Europa und Asien trennt, so dürfte es doch in der Erzählung wenig Stellen geben, die nicht auch ein deutscher Frontsoldat geschrieben haben könnte. Das wird wohl nicht so sehr auf die europäisch eingestellte Erziehung des Dichters zurückzuführen sein, als vielmehr auf den in Japan herrschenden Humanismus. So ist die Erzählung »Weizen und Soldaten« ein reifes Doku-

ment reinen Menschentums inmitten der Kriegeschrecken.

Zum Schluß sei noch kurz auf das letzte Werk des jungen Soldaten hingewiesen, das er vor wenigen Wochen in Shanghai schrieb: »Tsuchi to heitai«, »Erde und Soldaten« (184 Seiten, Preis 0.60 Yen). Es erschien Ende November 1938 und verspricht einen ähnlichen Erfolg zu haben wie »Weizen und Soldaten«. Der Dichter greift hier auf seine Erlebnisse vom 20. Oktober bis 15. November 1937 zurück. Er schildert die Ereignisse, die der Eroberung von Nanking vorausgingen, das Vordringen von der Hang-tu-Bucht (südlich von Shanghai) nach Nordwesten zur Seenplatte zwischen Shanghai und Nanking.

Anfang November nahm der Sergeant Hino an der südchinesischen Expedition gegen Kanton teil, und er hat seinen Le-

fern ein drittes Buch versprochen, das er diesmal »Hana to heitai«, »Blumen und Soldaten«, nennen will.

Es wird jedem Deutschen auffallen, daß schon in der Titelgebung uns vertraute Gedanken sich kundgeben: Weizen und Soldaten, Erde und Soldaten. Möglicherweise ist der Titel »Erde und Soldaten« durch das (in Japan wohlbekannte) Buch Pearl Buck's »The Good Earth« (Die gute Erde = China) oder durch den noch bekannteren japanischen Film »Die große Erde« angeregt worden. Wenn irgendwo in Japan, dann sind die tragenden sozialen und politischen Gedanken der deutschen Gegenwart in den Kreisen der jungen japanischen Militärs verbreitet. Doch sind sie auch hier mit den alten überlieferten japanischen Idealen zu einem neuen untrennbaren Ideal verschmolzen.

J. B. Müller S. J.

Besprechungen

Philosophische Ausgaben

Fr. Nietzsches Werke und Briefe. Kritische Gesamt-Ausgabe. Briefe, 1. Bd., Briefe der Schüler- und Bonner Studentenzeit 1850-1865, hrsg. von Wilh. Hoppe und Karl Schlechter. 80 (LVIII u. 452 S.) München 1938, C. H. Beck. Geb. M 16.50

Das., 2. Bd., Briefe der Leipziger und ersten Basler Zeit 1865-1869, hrsg. von Wilh. Hoppe. 80 (II u. 517 S.) Ebd. 1938. Geb. M 16.50

Diese ersten Brief-Bände der wie immer vorbildlich genauen und reichen Edition erlauben den Blick in vieles, was für den späteren Nietzsche bestimmend geworden ist. Durch alle Wärme der Familie hindurch wird die peinlich kleinbürgerliche Enge mit ihrem Rechnen= müssen deutlich, - und man versteht das spätere funkelnde Abenteuer der Welt Zarathustras. Schon den Schüler von Pforta versteht das rätselhafte Kopfweh in das »Unangenehmste« einer »häufigen Aufregung« (I 198), wobei das Krankenjournal von Pforta den »auf fallend stieren Blick« vermerkt (I 340). Und es gehört irgendwie dazu, daß die Mutter am Nietzsche der Leipziger Zeit die »innerliche Zerrissenheit und Unzufriedenheit« anmerkt (II 403). Es erscheint als Spannung zwischen der feine Schüler still meistern den Gehaltenheit des späteren

jungen Professors (II 397), die bis zu künstlicher Gewähltheit der Sprache geht (»Lassen Sie Licht eintreten!« II 395), - und dem unbändig losbrechenden Drang, sich »gelegentlich wie Satyrn [zu] gebärden und ein Leben [zu] parodieren, das immer so ernst und pathetisch blickt und den Kothurn am Fuße trägt« (II 223). Aber tiefer liegt all dieses in dem Kampf um das Christliche. Das Christentum des Konfirmanden gibt sich gern »weltentrückt« (I 236, 366), setzt aber doch früh an Stelle der »Rechtfertigung« das »Herz« (I 181), und entsprechend erscheint bald als Zentrum das Kunstwerk als rauschartige Intuition, für die er das Wort »dämonisch« gebraucht (I 254f.). Christentum erscheint in der Leipziger Zeit nur möglich in den »strengen Forderungen des ursprünglichen Christentums, nicht des jetzigen, süßlichen, verschwommenen« (II 19), - aber es wird bereits an die Stelle einer Göttlichen Vorlesung der Wille gesetzt, selber »das Schicksal absichtlich auszunützen« (II 124) im »Denken ... an den Kampf und die Asche wahrhaft großer Männer« (II 369), doch in dem intellektuell-ästhetischen »Prinzip ... mich den Dingen und Menschen nicht länger hinzugeben, als bis ich sie kennen gelernt habe« (II 3). Das heißt, es meldet sich, mitten in der aufgehenden Schopenhauer-Zeit, der ganze Umfang des Dionysischen: in feiner Verkettung zum Christ-